

Süditalien im 11. Jahrhundert: Trotula de Ruggiero wächst in einer der reichsten und mächtigsten Familien Salernos auf. Von ihrem Kindermädchen Iuzzella, das für jede Krankheit oder gegen jeglichen Schmerz ein Mittel kennt, wird sie früh in die Geheimnisse der Heilpflanzen eingeweiht. Als die Mutter bei der Geburt des Bruders im Kindbett stirbt, beginnt Trotula, sich für Medizin zu interessieren, die sie in Salerno, an einer der besten Schulen des Mittelalters, als erste Frau studiert. Zunächst mit Wut, dann mit wachsender Leidenschaft brennt sie für ihre Berufung als Heilerin. In einer Zeit, in der ihr als Frau wenig Anerkennung entgegengebracht wird, schafft sie es, Geschichte zu schreiben – und für ihr privates Glück zu kämpfen ...

PAOLA PRESCIUTTINI war Schülerin der großen italienischen Schriftstellerinnen Dacia Maraini und Lidia Ravera. Sie hat selbst kreatives Schreiben unterrichtet. Für »Die Naturheilerin«, die Geschichte der ersten weiblichen Medizinerin, hat sie lange recherchiert und sie in einen spannenden historischen Roman verwandelt.

PAOLA PRESCIUTTINI

*Die
Naturheilerin*

Roman

Aus dem Italienischen
von Franziska Kristen

btb

Die italienische Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel »Trotula« bei Meridiano Zero di Odoya srl, Bologna.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juni 2015

Copyright © der Originalausgabe 2013 by Paola Presciuttini

Published by agreement with Schwermann Literary Agency and

Nabu International Literary & Film Agency

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015 by btb Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: © The Crystal Ball, 1902, John William Waterhouse/

Private Collection/Photo © Christie's Images/Bridgeman Images

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: CPI books GmbH, Leck

SL · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74914-0

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de/

Der Beginn einer Geschichte

Zunächst lasst Euch sagen, dass eine Frau und Philosophin namens Trotula, der – nebst großer Schönheit in der Jugend – ein langes Leben beschieden war und aus deren Lehren die unwissende Ärzteschar viel Ansehen und großen Nutzen zog, uns ein Gutteil der Natur des Weibes offenlegt. Nicht wenig vermag sie zu enthüllen, da sie eigens so empfand; das Übrige, da alle Weiber lieber ihr, die selbst ein solches, denn einem Manne ihre geheimen Gedanken und ihre geschlechtliche Natur offenbarten.

C. A. Thomasset, *Placiede et Timeó
ou Li secrés as philosophes*
(Genf 1980)

in: *Medioevo al femminile*, Laterza
(Rom, Bari 1989)

*T*rotula de Ruggiero ist mir zum ersten Mal im Jahr 2005 während einiger Recherchen für einen von mir geplanten historischen Roman begegnet, den ich vielleicht eines Tages vollenden werde. Damals sammelte ich Informationen über einen Arzt aus dem 14. Jahrhundert. Im Zuge dessen setzte ich mich mit Texten über die Medizinschule von Salerno auseinander und stieß unter anderem auf ihren Namen. Ich wusste

von der Existenz der *Mulieres Salernitane*, von ihren Kenntnissen der Kräuterheilkunde, doch in De Renzis historischer Darstellung besagter Schule aus dem 19. Jahrhundert [*Storia documentata della scuola medica di Salerno*] erschien diese Frau allen anderen an Weisheit, Einfluss und Ruhm weitaus überlegen. Viele Seiten waren ausschließlich ihr gewidmet, und es hieß sogar, manch einer habe sie für die weiseste Frau der Christenheit gehalten. Ich ahnte, dass ich es mit einem der zahllosen Fälle zu tun hatte, in denen bedeutsame Frauengestalten der Geschichte in Vergessenheit geraten sind.

Außerdem spürte ich instinktiv, dass durch diese zufällige Begegnung etliche meiner Vorurteile ins Wanken geraten würden, wie das nun einmal der Fall ist, wenn man auf einen Lehrmeister stößt. Viele unserer vorgefassten Ideen werden dann hinweggefegt und durch andere ersetzt.

Aus irgendeinem Grund fühlte ich mich dieser Frau unsagbar nahe. Beide lebten wir zu Beginn eines neuen Jahrtausends, beide wurden wir von einer Leidenschaft getrieben, die in unseren Augen alles andere in den Schatten stellte, beide liefen wir Gefahr, von der Welt vergessen zu werden. Natürlich sah ich auch die Unterschiede. Sie war Ärztin, ich Schriftstellerin; sie stammte aus Salerno, ich aus Florenz; sie war Mutter dreier Söhne, ich Tochter vieler Mütter; sie lebte im zweiten, ich im dritten Jahrtausend. Aber wie es bei einer großen Liebe nun einmal ist, ließ diese vermeintliche Distanz sie in meinen Augen nur noch anziehender und faszinierender wirken.

Was sollte Liebe anderes sein als eine Reise, auf die man sich begibt, um den Geliebten kennenzulernen?

Die Reise auf der Suche nach Trotula gestaltete sich lang und war voller Unwägbarkeiten. Ich bin keine Ärztin, aber ich weiß aus eigener Erfahrung, was Krankheit bedeutet, denn diese erschwerte zunächst das Leben meiner Mutter und nun

mein eigenes. Auch bin ich keine Historikerin, und meine Heimat ist nicht Salerno. Der einzige Weg für mich, Trotula näherzukommen, war der Funke, den ich bei ihrem Namen stets aufleuchten sah, wenn ich die wenigen auffindbaren Zeugnisse ihres Lebens studierte. Dieser Funke sollte den Motor in Bewegung setzen, mit dem es mir gelingen würde, sie zu erreichen. So habe ich mit der Leichtsinnigkeit eines Liebhabers aus anderen Zeiten den Anker gelichtet und bin in ihre Richtung aufgebrochen.

Nach einem Jahr intensiver und leidenschaftlicher Studien, die mich alle vorherigen literarischen Pläne und Vorhaben vergessen ließen, beschloss ich, dass es an der Zeit wäre, über sie zu schreiben. Ich hatte mir bei dieser Arbeit nie das Ziel gesetzt, einen Roman zu verfassen. Wie sollte ich darauf hoffen, dass sich eine derart großartige Gestalt gänzlich meiner Fantasie überlassen würde? Das Einzige, wozu ich mich berechtigt sah zu schreiben, war ein Theatermonolog. Der Mittelweg der Bühne erschien mir das Beste. Ich würde einen Augenblick ihres Lebens festhalten und ihr durch meine Hand eine Stimme geben, der eine Schauspielerin ihren lebendigen Klang verleihen würde. Mein Werk wären einzig ihre Worte – ohne Körper, ohne Ort. Doch bei der Premiere, als ich sie in Fleisch und Blut vor mir sah, begriff ich, dass das nicht genug war. Diese Person hatte mir noch zu viel mitzuteilen, als dass ich ihr einfach den Rücken hätte kehren können.

Erneut stürzte ich mich auf die Bücher. Zwei Jahre lang rührte ich keinen Stift an, denn so, wie man sich auf ein Treffen vorbereitet, wollte ich aufs Beste für den Tag gerüstet sein, an dem ich ihr wieder gegenüberstehen würde.

Je mehr ich las, desto erstaunlicher schien mir, welche geringe Aufmerksamkeit man einer für die Geschichte der Frauen und der Medizin derart bedeutsamen Persönlich-

keit bisher gewidmet hatte. Neben dem Werk De Renzi gab es kaum mehr als einige Übersetzungen ihrer Traktate und wenige Fachartikel.

Für mich ging es nun nicht länger nur um ihre Lebensgeschichte und ihre Arbeit. Ich musste jene Stadt kennenlernen, die zu Beginn des zweiten Jahrtausends alle anderen überstrahlte wie ein Stern am Nachthimmel – eine Stadt im Übergang von der langobardischen zur normannischen Herrschaft, die davon profitierte, dass dort Griechen, Araber und Juden ihre Beiträge zur Kenntnis des menschlichen Körpers lieferten. Es war jene *Hippocratica Civitas* Salerno, in deren mildem Meeresklima das fortschrittliche Denken von Persönlichkeiten wie Alfanus oder Konstantin dem Afrikaner gedeihen konnte und die dem großen Erneuerer der Kirche, Gregor VII., während seiner letzten Lebensstage Obdach bot.

Je mehr ich las und desto weiter ich meine Studien vorantrieb, desto aufgeklärter und weiser stellte sich mir das Mittelalter dar. Eine Frau, die den Wert der Hygiene ganze achthundert Jahre vor Ignaz Semmelweis erkannt hatte, jenem Mann, der zu einem Leben in der Irrenanstalt verdammt wurde, einzig weil er den Verdacht geäußert hatte, dass viele Krankheiten von der mangelnden Bereitschaft der Ärzte herrührten, sich regelmäßig die Hände zu waschen. Ich hatte immer geglaubt, die Menschen im Mittelalter seien schmutzig und bigott gewesen und das wenige existente Wissen habe unter strenger Kontrolle der Klöster gestanden. Stattdessen stand ich einer Stadt des 11. Jahrhunderts gegenüber, in der bereits sehr lange vor Beginn des späteren Humanismus die Texte griechischer Philosophen übersetzt wurden. Das Wissen befand sich zum überwiegenden Teil in der Hand von Laien, darunter eine in der ersten Jahrhunderthälfte geborene Frau, die eine bestimmte Art und Menge von Bädern empfahl, Kräuter

zur Zahn- und Mundpflege aufzählte und die von den Sarazenen erprobten Mittel notierte, mit denen sich dem Haar Glanz verleihen ließ. Eine Frau, die vor allem über andere Frauen sprach, über ihre Sexualität, ihr Lustempfinden und über Mittel zur Verringerung des Geburtsschmerzes, wobei sie im weiblichen Körper jene Besonderheiten aufzeigte, welche die Geschlechterforschung noch heute als Lehrmeinung anzuerkennen fordert.

Die ganz persönliche, private Liebe, die mich antrieb, ihr näherzukommen, wuchs mit jeder neuen Entdeckung. Ich erkannte, dass ihre Geschichte etliches lieferte, nach dem viele von uns insgeheim schon lange suchten. Aus eigener Erfahrung wusste ich, dass eine der größten Schwierigkeiten für Frauen, die sich auf das Gebiet der sogenannten akademischen Berufe vorwagen, darin besteht, kaum Vorbilder zu haben. Beim historischen Rückblick sieht man sich einem Heer kluger Männer gegenüber, dem sich jeder weitere männliche Student zugehörig fühlen kann wie zu einer Familie, die ihn anerkennt und unterstützt. Und die Familie der Frauen? Sie existiert nicht, oder möglicherweise ist sie auch von der Geschichte begraben worden. Vor hundert Jahren noch glaubte man, Trotula sei ein Mann gewesen.

Wie ein Archäologe, der endlich Niederschriften eines jahrhundertlang für nicht schriftkundig gehaltenen Volkes entdeckt, vollzog ich mit stetig wachsendem Eifer das Leben unserer Vorfahrin nach, um sie aus den Bruchstücken der Jahrhunderte wiederauferstehen zu lassen. Und sie tauchte kraftvoll und unversehrt, gänzlich im Einklang mit ihrer Bestimmung in all ihrer faszinierenden Größe aus dem Nebel der Geschichte auf. Ihr gesamtes Leben schien vom Geist der Heilkunst durchdrungen zu sein, als hätte Äskulap sie persönlich mit seinem Stab gesegnet. Doch damit nicht genug – zu-

dem heiratete sie einen bedeutenden Arzt, Giovanni Plateario, und sorgte mit ihm für zahlreiche Nachkommen, deren Schar etliche weitere Heiler und Gelehrte umfasste, ihre Söhne Matteo und Giovanni, beide Verfasser wichtiger Traktate, ebenso wie ihre Enkel und Urenkel. Die wenigen Aufzeichnungen über sie beschränken sich allerdings keineswegs auf ein reines Dasein als Ehefrau und Mutter: Vielmehr ist es ihr gelungen, mit ihrem eigenen Namen, ihren eigenen Ideen und den aus eigener Hand entstandenen Werken in die Geschichte einzugehen.

Indes wird in meiner eigenen Gegenwart die Debatte zwischen medizinischer Wissenschaft und religiöser Moral immer erbitterter. Zwar ist ein Jahrtausend vergangen, die Dinge jedoch scheinen sich nicht grundlegend geändert zu haben. Trotula war durch die Macht der Kirche dazu gezwungen gewesen, die inneren Organe anhand von Tierkörpern zu studieren, da Obduktion in jenen Tagen als vollkommene Entweihung galt. Dies war der Grund dafür, dass man bis ins 17. Jahrhundert an einer simplen Blinddarmentzündung starb – bei einem Schwein ist ein solcher Fortsatz der Gedärme nämlich nicht vorhanden. Ich bin sicher, dass Trotula kaum anders empfunden hat als unsere heutigen Mediziner, denen Wege versagt werden, mit denen sich viele Menschenleben retten ließen. Zu meiner persönlichen Faszination und dem Interesse an der Frauenforschung gesellte sich daher noch der Wunsch, zum Kern eines Problems vorzustoßen, das uns mit seinen Kontroversen nach wie vor Geist und Hände fesselt.

Nachdem ich Dutzende Bücher gelesen und Tage in Bibliotheken zugebracht, mit Wissenschaftlern und Gelehrten gesprochen und meine eigene Vorgehensweise durchdacht hatte, war die Zeit endlich gekommen.

Ich verließ mein Haus mit all meinen Besitztümern, den

elektronischen Geräten und Annehmlichkeiten, denn es war nicht der geeignete Ort für Trotula. In einem Wald fernab jeglicher Zivilisation mietete ich eine verwitterte Mühle und zog dort ein. Die Mühle war geräumig und sehr alt – einige ihrer Teile stammten aus den ersten Jahrhunderten des vergangenen Jahrtausends. Ringsum fanden sich keinerlei menschliche Spuren. Welch besseren Ort konnte es geben, um meine Notizen zu einer Geschichte werden zu lassen?

Bei meinem ersten Rundgang um das große steinerne Gebäude bemerkte ich eine schwere, mit einem eisernen Riegel verschlossene Tür.

Als ich sie geöffnet hatte, wusste ich, dass ich angekommen war: Dieser Raum mit seinem Tonnengewölbe, dem düsteren, durch das winzige Fenster hineinfallenden Licht und der Holztür schien auf unerbittliche Weise die Gegenwart von der Vergangenheit zu trennen.

Kurz darauf kam sie. Sie war nicht die kluge und kämpferische Frau, die ich aus den Büchern kannte, sondern ein Mädchen, das auf einer Wiese unter der Sonne des Südens saß. Nichts an ihr ließ ihre Zukunft erahnen, und dennoch wusste ich, dass ich meiner Figur gegenüberstand, die sich mir endlich bereitwillig darbot, um mich ihre Geschichte erzählen zu lassen.

1. Kapitel

Über Feuer und Zeit



Trotula wurde um die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts in die salernitanische Adelsfamilie De Ruggiero hineingeboren, die langobardischer Herkunft war und sich um die Stadt Salerno verdient machte, indem sie viele herausragende Männer hervorbrachte.

Regimen Sanitatis, Flos Medicinae Scholae Salerni
(Salerno 1941)

Es gibt eine Phase im Leben eines jeden, in der die Zeit voranschreitet, ohne dass man diese Bewegung wahrzunehmen vermag. Etwa so, als würde ein Pferd oder ein Wagen in gleicher Geschwindigkeit an unserer Seite fahren.

Wenn ich an die frühen Jahre meines Daseins zurückdenke, sehe ich weiße Hände, bereit, den drohenden Fall meiner ersten Schritte aufzufangen, lauwarmes, duftendes Wasser, schwarz geränderte Fingernägel, aufgeschlagene Knie, weit entfernte Sterne in der Nacht, rostrote Blätter, gesprenkelte Steine, Spiegelungen in Wasserpfützen. Jedes Fragment ist deutlich erkennbar, treibt bedächtig durch meinen Geist, von den Gesichtszügen meiner Mutter erhellt und getragen von dem unbeschwerten Gefühl, auf den Armen meines Vaters zu ruhen. Jedoch sind diese Bilder gänzlich ungeord-

net, und ich wüsste nicht zu sagen, ob ich zuerst den Regen oder den Schmerz, die Glühwürmchen oder die Eidechsen entdeckt habe.

Obschon die Dinge, die ich in jenen Jahren erlernte, sehr zahlreich gewesen sein müssen, kann ich mich nicht entsinnen, wann und wo die Welt mir die Gnade ihrer Enthüllung zuteilwerden ließ. Gewiss gab es eine Zeit, in der ich nicht begriff, welcher Unterschied zwischen Sommer und Winter, zwischen Mann und Frau, Krieg und Liebe, zwischen einem Hund, einer Katze, einer Kuh oder einem Pferd besteht. Tag um Tag erlernte ich Namen, ihre Bedeutungen, ihren Gebrauch und ihre Beschränkungen, doch die Erinnerung an jene erste grundlegende Schule liegt in einem undurchdringlichen Nebel.

Dann, plötzlich, die Verwandlung.

Ich war etwa sechs Jahre alt. Noch immer spüre ich die raue Beschaffenheit des soeben eines weiteren Milchzahnes be-
raubten Zahnfleisches unter meiner Zunge. Wie jedes Kind muss ich etwa in diesem Alter einen nach dem anderen verloren haben. Meine ganze Sorge war darauf gerichtet, mich dieser unbeständigen, in Kürze verschwindenden Zähne zu entledigen.

Sobald ich merkte, dass sich einer zu lockern begann, berührte ich ihn immer wieder mit der Zunge, bis er nur noch an einem einzigen blutigen Fädchen hing. Und kaum war es so weit, vollzog ich den mutigen Akt, ihn mit einem Ruck herauszureißen, wobei ich das Blut ausspuckte, das sich durch die kleine Verletzung gebildet hatte.

Dem Wasser eines Tümpels gleich, das plötzlich einen Abfluss findet und sich aus diesem als Rinnsal ergießt, beginnt meine Erinnerung von diesem Zeitpunkt an geradlinig und klar zu verlaufen, während den Ereignissen vor dieser Zeit

der Stempel der Unbeständigkeit anhaftet, wie meinen ersten Zähnen, die eines Tages aus meinem Mund verschwunden waren, um den bleibenden ihren Platz zu überlassen, mit denen ich fortan jeden Bissen kauen sollte.

Meine damalige Konzentration lag vor allem darauf, den immer ausgeklügelteren Mechanismen zu entkommen, auf die Iuzzella, meine Kindermagd, zurückgriff, die mit Vorliebe einen Faden aus meinem Mundinneren an einem Stuhl befestigte, welchem sie dann einen Stoß versetzte in der Hoffnung, so den Zahn aus seinem Bett zu reißen. Nicht dass meine Technik weniger schmerzhaft gewesen wäre, im Gegenteil: Iuzzellas brüskes und entschlossenes Vorgehen löste das Problem rasch und ein für alle Mal, während mein auf Zähigkeit und permanente Arbeit bauendes System den Schmerz nur verlängerte. Es war der Anblick des Fadens am Stuhl – des gesamten Zimmers an meinem Zahn, so schien mir –, welcher die Erfahrung so entsetzlich für mich machte. Als ob die gesamte Welt an meinem Zahn zöge.

Ich wusste, dass diese Zähne nicht wiederkämen, unter dem Fleisch spürte ich bereits jene drücken, die sie ersetzen würden, und mein Geist begann, erste rudimentäre Gedanken hervorzubringen, schlichte Reflexionen über das Vermögen der Zeit, bekannte Dinge verschwinden zu lassen und andere, ungeahnte an ihre Stelle zu setzen. Und ich begann, des Wechsels der Jahreszeiten gewahr zu werden, der Tatsache, dass Blüten sich in Früchte verwandeln und diese Früchte zu Boden fallen, wo die Erde sie verschlingt und zum Verschwinden bringt, genau wie jene Zähne aus meinem Mund verschwunden waren.

Die Zeit hatte die Macht, Blätter zum Welken zu bringen, Haare wachsen zu lassen und das Herz zu beschweren. Wenn Iuzzella einen ganzen Tag fortblieb, gewahrte ich, dass ich

am Morgen noch heiter war, jedoch im Lauf des Tages ihre Abwesenheit immer heftiger spürte, wie das auch bei Hunger und Durst der Fall ist, die zunehmen, je länger die letzte Mahlzeit zurückliegt. Iuzzella war die jüngste Tochter meiner Amme. Ihre Mutter hatte mich bis zum Alter von einem Jahr gestillt, und Iuzzella konnte es nicht lassen, mir ein ums andere Mal zu erzählen, dass von allen Kindern, die sie je an ihrer Brust hatte liegen sehen, kein anderes so viel und über so lange Zeit von der kostbaren Flüssigkeit getrunken hatte. Für gewöhnlich erfolgt das Entwöhnen der Mädchen zeitiger als das der Buben, doch bei mir mussten sie eine Ausnahme machen. »Erst habt's die eine Dütte ganz geleert, danach die and're«, sagte Iuzzella und umschloss meine Wangen mit ihren rauen, schwieligen Händen. Ich erinnere mich nicht an den Namen dieser mir gegenüber so großzügigen Frau; als sie starb, war ich noch zu klein, um ihr Andenken bewahren zu können. Als Nachfolgerin wurde Iuzzella von meiner Familie in Dienst genommen und mit der Beaufsichtigung meiner Person betraut. Sie war es, die mich morgens nach dem Erwachen ankleidete und mir am Abend vor dem Zubettgehen aus den Kleidern half, sie versuchte, meine Haare zu flechten, während ich von einem Zimmer ins nächste flüchtete, sie legte die Minzblätter bereit, die ich allmorgendlich kaute, um meinem Atem Wohlgeruch zu verleihen, und sie war es auch, die besagte Höllenvorrichtungen schuf, um mir die Zähne aus dem Mund zu ziehen. Sie war nur wenige Jahre älter als ich, und ich glaube, sie hat nie in ihrem Leben eine Puppe besessen, weder eine aus Holz noch eine aus Stoff. Ihre Puppe war ich. Eine Puppe, die niemals stillstand und sie von morgens bis abends auf Trab hielt. Sie rannte, spielte, kämpfte gar mit mir, solange der Himmel ihr das gewährte. So lange, bis für sie die Zeit gekommen war, die Macht des Schmerzes zu

erfahren, und für mich, die gierige Gewalt des Feuers zu spüren. In späteren Jahren sollte ich seine segensreiche Eigenschaften schätzen lernen, doch jenes erste Mal war eine Begegnung mit seiner ganzen zerstörerischen Kraft.

Das Ereignis, welches das Leben meiner Kindermagd und meiner gesamten Familie derart erschütterte, fällt in jene Zeit, in der ich meine ersten Milchzähne verlor, und oft habe ich mich seitdem gefragt, ob meine veränderte Zeitwahrnehmung mit besagter Veränderung meines Körpers oder mit der Erinnerung an jene apokalyptische Szene zusammenhing.

Fest steht, dass Feuer und Zeit eine gemeinsame Fähigkeit besitzen – die, zu zerstören, aufzulösen und Staub zu Staub werden zu lassen.

In jedem Zimmer unseres Hauses in Salerno brannte im Winter ein Feuer, gut gesichert durch die steinernen Feuerböcke und überwacht vom Gesinde. So zeitig ich auch versuchte aufzustehen, nie war es vorgekommen, dass ich eines jener Kaminfeuer erloschen gesehen hätte. Irgendjemand machte sich noch vor dem Morgengrauen daran, die Glut anzufachen, ebenso wie irgendjemand weit nach Mitternacht dafür sorgte, sie abzudecken.

Die Flammen faszinierten mich. Es bereitete mir Spaß zu verfolgen, wie zwischen den orangefarbenen Flammenzungen jegliche Art von Materie, die mir zwischen die Finger kam, verschwand: kleine Tierchen, trockene Brotkrumen, Apfelschalen, Hühnerknochen, Speckstückchen, Wollfetzen, sogar abgeknabberte Fingernägel und kleine Haarsträhnen, die ich mir in unbeobachteten Momenten mit einem Messer abschnitt. Ich wog die Zeit der Verbrennung ab, stellte mir die äußere Beschaffenheit nach der zerstörerischen Begegnung mit der Hitze vor und liebte den entstehenden Geruch. Besonders mochte ich den von Haaren und Nägeln, der, wie ich

bemerkte, fast nicht zu unterscheiden war. Diese Ähnlichkeit weckte meine Neugierde derart, dass ich noch zum Kahlkopf geworden wäre, angesichts all der um ihretwillen geopfert Strähnen, wenn mich nicht eine der Hausmägde beizeiten ertappt hätte.

Allen Kindern ist eine gewisse Neugierde eigen, denn das Leben ist neu für sie. Und so stellen sie Fragen, buddeln Löcher in die Erde, reißen Blumen ab, um die Blütenkrone zu zerpflücken, quälen Insekten, um zu beobachten, wo die Grenze zwischen zuckender Bewegung und der Reglosigkeit des Todes verläuft. Mein Interesse war methodisch und rituell. Ich legte eine Art sakrale Haltung gegenüber der sich mir anbietenden Welt an den Tag. So blieb ich, als ich das erste Mal einen Blitz sah, reglos stehen und starrte auf die Stelle, wo sich jenes Wunder ereignet hatte. Bei allem, was ich eigenhändig berühren konnte, ging ich für gewöhnlich selbstständig der Frage nach dem Wie und Weshalb des Geschehens nach. Diesmal jedoch musste ich auf meinen Vater zurückgreifen.

»Warum hat sich der Himmel gespalten, werter Herr Vater?«

Er aß gerade Linsensuppe, allein an dem großen Tisch sitzend, wo für gewöhnlich unsere gemeinsamen Mahlzeiten stattfanden. Das Wetter war umgeschlagen, und er war frühzeitig von der morgendlichen Jagd heimgekehrt.

»Es ist das Werk Gottes!«

Alle Dinge, die er nicht begriff, waren notgedrungen ein Werk Gottes, insbesondere dann, wenn sie in großer Höhe geschahen. Ich neigte den Kopf zum Zeichen des Dankes für diese Auskunft, die meine Zweifel mitnichten beseitigt hatte, und konzentrierte mich erneut auf den Himmel. Schwere Wolken wurden von einer unsichtbaren Kraft vorangetrieben. Ich stellte mir Gott höchstpersönlich vor, wie er, einem Kind

gleich, das versucht, ein Blatt in der Luft schweben zu lassen, unablässig blies.

An diesem Tag entdeckte ich, dass mir die Antworten meiner Mutter lieber waren. Diese schwang sich gern zu Höhenflügen der Fantasie auf bis zu einem Ort, an dem es niemals nur einen Gott gab, sondern so viele Götter wie Formen auf der Erde zu finden sind. So erzählte sie mir nachts vor dem Einschlafen von der Mondgöttin, am hellichten Tag von der Erdgöttin, außerdem vom Meeresherrn und dem Gott des Schlafes, die ebenfalls existierten. Obschon ich Iuzzella hatte, die stets bereit war, sich um mich zu kümmern, schlug es mir meine Mutter nicht aus, einen Teil ihrer Zeit mir zu widmen, insbesondere im Sommer, wenn das zurückgezogene Leben im Kastell ohne die weltlichen Verpflichtungen, die sie in der Villa in Salerno in Anspruch nahmen, ihre Tage träge und leer werden ließ. Mein Vater war oft auswärts: Jagd, Fischfang, die Ankunft bedeutender Herrschaften, die es zu empfangen, entlegene Ländereien, die es zu überwachen galt. Ich blieb mit meiner Mutter, Iuzzella, den Mägden, Knechten und Söldnern vier Monate lang fernab der Stadt, in dem von Obsthainen umgebenen Kastell, wo wir uns an reichlich Meeresfrüchten, Muscheln und schimmernden Krebsen labten. Oft jagte ich mit Iuzzella über die Felder, spielte mit ihr Haschen, oder wir vergnügten uns damit, Steine auf der Wasserfläche des Teichs springen zu lassen. Wenn Iuzzella mich huckepack trug und ich meine Beine um ihre Taille schlang, fühlte ich mich wie der mutigste aller Ritter.

Dann kam das Feuer, und nichts war mehr wie zuvor. An jenem Tag weilten wir in Salerno. Als die Flammen sich über uns entluden, widerfuhr der gesamten Familie etwas, das uns rückblickend für immer vereinen sollte. Der Blitz kam wie ein hektischer Gast durch die geöffnete Tür und verschwand, sei-

nen Feuerschweif hinter sich herziehend, durch das gegenüberliegende Fenster. Der ohrenbetäubende Lärm, der ihn begleitete, überstieg jegliches menschliche Fassungsvermögen; die auflodernde Feuersbrunst zerstörte innerhalb kurzer Zeit den Großteil des Gebäudes. Zwei Söldner kamen ums Leben, mein Vater erlitt eine Kopfverletzung, Iuzzella rannte mit einem brennenden Bein ins Freie. Die Stallknechte vernahmen nur einen gewaltigen Lärm, und als sie herbeieilten, fanden sie anstelle des Hauses einen von Flammen umzüngelten Turm vor. Die Pferde schnaubten und stampften, die Hühner flatterten aufgeregt umher, die Kuh verbrannte im Stall.

Ich gelangte verrußt und unversehrt ins Freie, wo ich Iuzzella sah, die sich mit ihrem brennenden Bein voller Entsetzen auf dem Boden wälzte. Sofort stürzte ich zu ihr und versuchte, mit bloßen Händen das Feuer zu löschen, das sich lodern in ihr Fleisch fraß und einen beißenden Geruch verbreitete – denselben Geruch wie meine Haare, wenn ich sie zum Spaß ins Herdfeuer warf. Jemand schmiss eine feuchte Decke über Iuzzella, und ihr schmerzverzerrter Gesichtsausdruck löste sich, während Tränen zu strömen begannen. Meine Kindermagd schloss die Augen, als sei sie bereit, sich in den tröstlichen Tod zu ergeben.

In den folgenden Tagen, bis zum Aufbruch ins Kastell, waren wir genötigt, in einem der Kellerräume zu hausen.

Es waren seltsame Tage, in denen wir alle in einem Bett schliefen wie die armen Leute und ich eine Entbehrung kennenlernte, die ich nicht mehr vergessen sollte. Bis dahin hätte ich niemals geglaubt, dass Licht eine derart große Bedeutung haben könnte. Das Haus in Salerno und unser Sommerkastell waren stets lichtdurchflutet. Während der Tage im Keller wurde mir bewusst, dass Traurigkeit und Dunkelheit miteinander einhergehen, dass der Sonnenschein göttlichen

Ursprungs ist und den Menschen auf Erden Wohlergehen bringt. Über die Unannehmlichkeiten jener Lebensumstände hinaus mussten wir uns auch noch damit abfinden, dass jeder in unserer Familie – der eine mehr, der andere weniger – mit den spürbaren Folgen des Feuers leben musste. Am schlimmsten war es Iuzzella ergangen, die für den Rest ihres Lebens das versehrte Bein hinter sich herziehen würde. Meine Mutter hatte keine körperlichen Verletzungen davongetragen, im Schlaf jedoch machten sich die Folgen des Brandes auch bei ihr bemerkbar – ständig suchten sie Bilder von Feuersbrünsten heim, sodass sie mitten in der Nacht aufschreckte. Mein Vater ließ sich seine Wunde sogleich bei einem der angesehensten Ärzte der Stadt behandeln und kehrte mit einem weißen Turban um den Kopf heim, mit dem er aussah wie ein Weiser aus dem fernen Morgenland. Für Iuzzella hingegen bemühte niemand einen richtigen Arzt, und so behandelte sie sich selbst mit den ihr bekannten Mitteln. Da sie schon einmal dabei war, sorgte sie außerdem dafür, meine kleinen Verbrennungen zu lindern, die ich mir bei dem Versuch, ihr Bein zu löschen, zugezogen hatte. Ich sah meine Spielkameradin Umschläge und Salben zubereiten, als hätte sie ihr Leben lang nichts anderes getan, und staunte über die Versiertheit, mit der sie die Zutaten auswählte und dosierte, die sie vor dem Wundbrand bewahren sollten. Bis dato hatte ich geglaubt, Wissen sei ein Vorrecht der Geistlichen oder zumindest der Reichen.

Ich sah sie den Keller verlassen, auf einem Bein hüpfend wie ein ulkiger Vogel. Viele Stunden später kehrte sie zurück, in der Hand einen Strauß frischer Lilien und ein Körbchen voll kleiner Feigenblattbündel. Sie wusch die Lilien und kochte sie samt Wurzeln in Wasser, um sie anschließend zu zerstampfen, ehe sie dem Brei verschiedene Pülverchen hinzu-

fügte, die sie aus ihren Säckchen holte. »Bissel Mastix, Weihrauch dazu, zwei Prislein Kampfer und a weng Bleiwis.«

Dann öffnete sie ein Päckchen, das Schweinefett enthielt, und zog ein Terrakottafläschchen aus dem Beutel auf ihrem Strohlager, in dem sie, wie ich wusste, das Rosenwasser aufbewahrte, mit dem sie mir morgens immer das Gesicht reinigte.

»Mit Rosinwaszer auf de Hüt wird de Maid bald zur Brüt!« Sie goss das über dem Feuer ausgelassene Schweinefett zu den gestampften Lilien und gab das Ganze in Rosenwasser. Daraufhin steckte sie sich eine größere Menge Minzblätter in den Mund und zerkaute sie sorgfältig, um sie anschließend mit den übrigen Zutaten zu vermengen. Nachdem alles abgekühlt war, rieb sie es sich auf die von der Verbrennung violett verfärbte Wade. Dann rief sie mich herbei und gab den Rest davon auf meine Hände. Zu allem Unglück hatte sie sich bei der Flucht vor dem Feuer auch noch das Bein gebrochen, und obschon sie es geschient hatte, blieb es doch für den Rest ihrer Tage lahm.

Arme Iuzzella! Sie würde nie einen Mann finden und erst recht keine andere Familie, die bereit wäre, sie aufzunehmen, verkrüppelt, wie sie war. Ohne das Wohlwollen meiner Eltern hätte das Schicksal ihr keine Wahl gelassen, als bettelnd von einem Kloster zum nächsten zu ziehen, um auf die Großmut der Ordensbrüder und -schwestern zu hoffen. Vielleicht hätte man sie in einer jener Winternächte, in denen die Fremdenherbergen der Klöster zum Bersten voll sind von Menschen, die Schutz vor der Kälte suchen, zusammengekauert und erfroren in einer Ecke gefunden. Und die Welt hätte nie von einem der sanftmütigsten und gütigsten Wesen erfahren, die Gott je auf die Erde gesandt hat.

Iuzzella beklagte sich nie, sie jammerte nicht und geriet bei keiner Gelegenheit in Zorn. Stets war sie heiter und um-

gänglich. Ihre merkwürdig grünblau schimmernden Augen verengten sich oft zu einem Lächeln, das sich auch auf ihren Lippen zeigte und ihr ganzes rundes Gesicht in einen leuchtenden Vollmond verwandelte. Alles an ihr war rund und fest, von den breiten Patschhänden mit den dicken Fingern über den kurzen Hals bis hin zu den drallen Armen und Beinen. Obwohl ihr rechter Fuß vollkommen nach innen gedreht war, so dass er im rechten Winkel zur Wadenlinie stand, konnte sie sich schnell fortbewegen. Wenn sie ihren Schritt beschleunigte, um mich zu verfolgen, nachdem ich mir wieder einmal in den Kopf gesetzt hatte, meiner gütigen Bewacherin zu entkommen, glich ihr Gang dem eines Huhnes, das auf spitzen Krallen laufen musste. Sie schwankte, wobei sie den Kopf jedoch gerade hielt und mit dem Blick aufmerksam jede meiner Bewegungen verfolgte. Unsere Hetzjagden endeten gewöhnlich auf der Schwelle, die unsere Gemächer von den Räumlichkeiten des Gesindes trennte. Diese war die äußerste Grenze meines Freiraums. Wenn ich sie ohne die Erlaubnis eines Erwachsenen überschritt, entzog ich mich Iuzzellas Gewalt, um mich direkt der meines guten Vaters auszusetzen, der sich gezwungen sah, mich mit langen Reden über Anstand und Gehorsam zurückzuholen.

Solange wir in der Stadt weilten, bildete das Eingangstor den Graben, der mein Kinderdasein vom Leben in der Stadt trennte. Verließen wir hingegen Salerno, um den Sommer im Kastell zu verbringen, war es mir gestattet, mich in den großen, von hohen Mauern umgebenen Park vorzuwagen und zwischen den Obstbäumen herumzustrifen. Ich durfte nach Belieben über die Wiesen rennen und Kapriolen schlagen, denn das Gut wurde Tag und Nacht von einer mit Eisenstangen und spitzen Schwertern bewaffneten Mannschaft bewacht, die mein Vater aufgestellt hatte, um Diebe, Sarazenen,

Wölfe und wilde Tiere aller Art fernzuhalten. Der Anblick dieser Häscher mit ihren schlecht rasierten Gesichtern und all dem rostigen Eisen am Körper erfüllte mich mit ehrfürchtigem Schrecken. Ihre Gegenwart sowie die unüberwindbare Schwelle des Stadthauses ließen mich ahnen, dass es jenseits meiner Umgebung des Spielens und Scherzens eine andere, höchst gefährliche Welt gab. Eine, in die man nach Möglichkeit gerüstet und bewaffnet vordrang oder zumindest entsprechend gekleidet.

Ich war ziemlich genau sieben Jahre alt, als ich aus meinem Eden vertrieben und in jenes Land der Strafe geführt wurde, wo niemand lachte, kaum jemand herumsprang und wo Bettler am Straßenrand saßen, deren Arme und Beine verkrüppelt waren wie die Zweige des Olivenbaums.

Doch bevor ich in meiner Erinnerung den Garten meiner Kindheit verlasse, will ich von der letzten Frucht erzählen, die ich dort pflückte.

2. Kapitel

Ohne Weinlaub und Trauben



Jrotula, kleine Forelle, auf deinem Rücken sitzt 'ne Libelle ...«

So lautet das kleine Liedchen, das meine Mutter sich für mich ausgedacht hatte. Sie sang es abends an meinem Bett, wenn sie kam, um zu prüfen, ob ich noch Fieber hatte oder meine soundsovielte Knieverletzung verheilt war.

Ich liebte sie so sehr, diese Worte, dass ich sie oft selbst vor mich hin sang, wobei ich stets bedauerte, keine so wohl-tönende Stimme zu haben wie Mama oder Iuzzella. In dem Nebel, der unsere fernsten Erinnerungen für gewöhnlich umhüllt, strahlen die Stimmen dieser beiden wie Sterne. Die meiner Mutter war hell, sanft und leicht wie der Wind. Iuzzella sprach in dunklerer Tonlage, aber wenn sie sang, ertönten ihre Melodien glockenrein. Meiner eigenen Stimme hingegen merkte man schon früh an, dass sie sich besser zum Reden eignete, da unüberhörbar etwas Wildes, Knurrendes in ihr mitschwang. Vielleicht kam dies daher, dass in den Jahren, die meinem Eintritt in die Welt der feinen Kleider und Verbeugungen vorangingen, alles an mir in seinem urwüchsigen Zustand belassen worden war, gerade so, als hätten mich meine Eltern jener reinen und unwiederbringlichen Zeit nicht berauben wollen. Es war dieselbe Phase, die man jungen Pflanzen gewährt, damit sie vorerst nichts weiter tun, als zu

wachsen, bevor die kundige Bauernhand sie schließlich veredelt und zu Nutzpflanzen macht. Auch ich war ohne Spalier und Rückschnitt, ohne Weinlaub und Trauben – ein junger Rebstock, dessen erste Blättchen in der Maisonne sprießen. Selten verlangte man von mir, mehr als nur eine Tunika zu tragen, im Sommer aus leichtem, im Winter aus schwerem Stoff. Schmuck und Geschmeide, Mäntel und Gürtel konnten warten. Obwohl ich einer der angesehensten Langobardenfamilien der Stadt entstammte und meine Vorfahren unter den ersten Edelleuten gewesen waren, die sich in der Gefolgschaft von Fürst Arichis aus Benevent in Salerno angesiedelt hatten, kleidete und gebärdete ich mich so frei wie jedes beliebige Bauernmädchen.

Vor allem im Sommer, wenn die ganze Familie einschließlich Gesinde sich aus der Hitze der Stadt aufs Land zurückzog, verzichtete ich gern auf die Sandalen, die Iuzzella mir allmorgendlich über die Füße zu ziehen versuchte. Ich genoss es, barfuß über die brennend heiße Erde zu laufen, oft auf Zehenspitzen, bis ich im Schatten eines Baumes oder im Wasser des Teiches Linderung fand.

Wie leicht hätte mich jemand, der mich so an einen Stamm gelehnt oder auf einem Stein kauern sah, für die verlassene Tochter einer Bettlerin oder ein armes Waisenkind, wenn nicht gar eine junge Diebin halten können, zumal der fein gewebte Stoff meiner kleinen Tunika unter der Staubschicht, die sich beim Herumstreuen im Freien darauf gelegt hatte, nicht mehr zu erkennen war. Hinzu kamen meine mageren Beinchen mit den nackten Füßen, die aufgeschlagenen Knie, das verschwitzte Haar, mein von einer Unmenge verzehrter Brombeeren klebriger Mund und das scheue Gebaren eines Waldtieres.

Das ganze Land im Umkreis war verdorrt, denn die Tro-

ckenheit ließ den Boden im Sommer hart wie Stein werden. Die Natur düstete in jenen Monaten so sehr, dass das Leben der Felder, der Tiere und Bäume an den unsichtbaren Fäden eines gewaltigen Spinnennetzes zu hängen schien. Dennoch hatte ich in meinem kurzen Leben noch keine wahrhaft große Dürre bewusst erlebt, denn die letzte war mit dem Jahr meiner Geburt zusammengefallen, wie Iuzzella mir erzählte. Endlos lange Zeit hatte der Himmel nicht den Mut gefunden, seinen Tränen in einem erquickenden Guss freien Lauf zu lassen, bis schließlich die Tiere verendet waren und die Felder keine Früchte mehr getragen hatten. Die Männer hatten sich ohne Arbeit über die Erde geschleppt, die Frauen nicht mehr die Kraft gefunden, Haus und Herd zu hüten. Alle hatten geglaubt, dass ich diese Geißel, die unerbittlich genug war, um starke, gesunde Männer hinwegzuraffen, nicht überleben würde. Der Wassermangel hatte zunächst die Milch meiner Mutter, dann auch die der Amme, die man ins Haus gerufen hatte, zum Versiegen gebracht. So lange wie möglich hatte mich die Amme weitergestillt, denn sie wusste sehr wohl, dass es nichts Besseres gab als Muttermilch, um den Körper eines Kleinkindes zu stärken. Doch als ich etwa ein Jahr alt war, hatte ihre Milch mit einem Mal an Gehalt verloren. Man hatte alle erdenkliche Nahrung für sie aufgetrieben, bald jedoch war fast nichts Essbares mehr verfügbar gewesen und der armen Frau die Milch versiegt.

Es ist Schicksal, in eine jener Dürreperioden hineingeboren zu werden, die in der Regel nicht mehr als ein Kind von hundert überleben lassen. Und so eines war ich!

Viele Jahre später berichtete mir Iuzzella unter dem Siegel absoluter Verschwiegenheit, auf welche Praktiken ihre Mutter zurückgegriffen hatte, um mich zu retten. Immerhin hatten weder Kühe noch Schafe Milch gegeben, die Bäume hatten

keine Früchte getragen, und andere Nahrungsmittel, die geeignet gewesen wären, ein Geschöpf zu ernähren, das nur flüssige Nahrung aufzunehmen vermochte, waren nicht zu finden.

Mein Überleben war für die Familie zu einem geradezu legendären Ereignis geworden, und im Nachhinein rätseln alle, welches Wundermittel die Amme gefunden haben mochte, um mich bis zu dem Tag am Leben zu halten, an dem endlich wieder Regen vom Himmel gefallen war. Oft hieß es, sie habe Tag und Nacht für mich gebetet und so die heilige Anna, Schützerin der Ungeborenen, dazu bewogen, das Wunder zu vollbringen. Iuzzella hatte dies bestätigt, tatsächlich hatten alle im Haus zur Mutter der Jungfrau Maria gebetet, damit die Tochter des edlen Herrn De Ruggiero nicht stürbe. Und gewiss hatten die Gebete geholfen, entscheidend jedoch war die Zähigkeit meiner Amme gewesen, die insgeheim beschlossen hatte, nichts unversucht zu lassen. Ihre Lösung war ziemlich gewagt und musste vor allen Familienmitgliedern geheim gehalten werden. Nur Iuzzella kannte sie, da sie alles heimlich beobachtet hatte.

Verzweifelt über den Anblick dieses Häuflein Elends, das kaum mehr die Kraft aufbrachte, seine Lunge mit Luft zu füllen, hatte meine Amme den letzten Ausweg gewählt: Zwei Monate lang hatte sie mir ihren eigenen Urin zu trinken gegeben! Auch wenn die Flüsse austrocknen und der Himmel sich weigert, seine Schleusen zu öffnen, erzeugt der menschliche Körper doch weiterhin Flüssigkeiten. Nachdem sie beobachtet hatte, was die Tiere taten, wenn ihnen sonst nichts mehr blieb, ließ mich jenes Phänomen der Natur die schlimmsten Monate überleben, bis Anfang Oktober endlich der Regen zurückkehrte.

Seither waren sieben Jahre vergangen, ohne dass etwas Ver-

gleichbares den Flecken Erde, der unsere Heimat war, heimgesucht hätte. Während ich Iuzzellas Erzählungen gelauscht hatte, war es mir oft unbegreiflich gewesen, wie man so dicht an einem Ort, von dem aus das Wasser sich endlos zu erstrecken schien, kurz vor dem Verdursten sein konnte. Ich wusste noch nicht, dass Trinkwasser süß und weich sein muss und nicht salzig und herb sein darf wie das Meerwasser, das die Küsten unseres Landes umspült. Bisher hatte mich noch niemand mitgenommen, um mir aus der Nähe jenes blaue Wunderwerk zu zeigen, das sich bis zum Horizont erstreckte.

So wenig ich über das Meer wusste, so vertraut war mir das Land. Tagelang streifte ich durch die Obsthaine, um bisweilen bis an die äußersten Grenzen meiner Freiheit vorzudringen. Entlang der Linie, hinter der das Gebiet der Wachen begann, wucherte dichtes Brombeergestrüpp, das gegen Ende des Sommers voll saftiger Beeren hing.

Dort pflückte ich die dicksten Brombeeren, und nicht selten formte ich die Hand dann zur Schale und hielt sie vor die Schnauze des großen Hundes an meiner Seite. Er war mein Spielgefährte, der mich nie aus den Augen ließ, selbst wenn es mir gelungen war, alle anderen abzuschütteln, die man mit meiner Beaufsichtigung betraut hatte. Mein Vater hatte mir ans Herz gelegt, niemals ohne diesen Hund durch den Park und die Felder zu streifen, denn auf dem Gelände rings um das Kastell wimmelte es von wilden, gefährlichen Tieren, die Jagd auf mich hätten machen können. Ich hatte einen Namen für ihn ausgewählt, auf den er mit einer für mich erstaunlichen Bereitwilligkeit und Schnelligkeit reagierte. Auch wenn er nicht sprechen konnte, war ich mir sicher, dass er all meine Worte verstand. Ich hatte ihn Mare getauft, wie das Meer, denn so wie dieses in der Lage ist, alle Flüsse in sich aufzunehmen, ohne jemals selbst Wasser abzugeben, begriff Mare

alles, was ich ihm sagte, ohne je ein Wort zu erwidern. Als ich meinem Vater diese Erklärung vorgetragen hatte, war er von seinem Stuhl aufgesprungen und hatte mich in die Arme geschlossen. Bisweilen schien er mich aufgrund meiner Größe und meines Alters eher für ein Tier als für ein zum Denken fähiges menschliches Wesen zu halten, so sehr versetzte es ihn stets in Erstaunen, mich etwas erörtern zu hören. Wie konnte ich kleines Mädchen, ich Dreikäsehoch, in Gedanken etwas so Großes wie das Meer erfassen? Er selbst hatte das Meer ein Leben lang gesehen, mit Seeleuten verkehrt, war selbst zur See gefahren, und dennoch war ihm dergleichen nie in den Sinn gekommen. Darüber, dass Kinder den Dingen aufmerksamer begegnen als Erwachsene, ganz einfach weil sie sie mit frischem Blick und frei von jeglichem Zweck betrachten, wusste er nichts. Er hielt sich nicht mit dem Gedanken auf, dass vielleicht gar jedes Kind den Keim der Philosophie in sich barg, denn laut den Schriften der Kirchenväter waren Kinder lediglich von Urinstinkten getriebene Wilde, gänzlich unfähig, die Größe der Schöpfung zu erfassen. Nicht dass mein Vater viel Zeit mit Lesen vertan hätte; er war ein Mann der Tat, der die Kriegskunst beherrschte und sich aufs Befehlen verstand; das Nachdenken überließ er denen, die zu viel Zeit hatten. Dennoch war er, ohne es zu wissen, Opfer einer Theorie, die er vielleicht nicht einmal kannte. Er sah mir mit einer Mischung aus Stolz und auch einer Portion Furcht in die Augen, davon überzeugt, dass seine Tochter, mochte sie auch noch ein zartes, vielleicht etwas zu aufsässiges Kind sein, ein Verstandesvermögen an den Tag legte, das nicht nur das aller ihm bekannten Kinder, sondern auch das vieler Erwachsener übertraf. Für ihn war es einfacher, in mir ein besonderes Geschöpf zu sehen, als einzuräumen, dass es so etwas wie die Weisheit des Kindesalters gab, und das ließ ihn mich mit

einer gewissen Befangenheit betrachten, als sei er endgültig zu dem Schluss gekommen, dass dieser kleine Körper einen Wissensdurst barg, den er schon bald nicht mehr würde stillen können.

Mare war nicht besonders erpicht auf meine Gaben, und auch wenn ich ihm die besten Brombeeren anbot, schaute er sie oft nur an, schnüffelte an ihrer glänzenden, geruchlosen Oberfläche und ließ den Kopf dann wieder auf die Vorderpfoten sinken, während sich sein Blick in der heißen, flimmern- den Ferne verlor.

Als die Brombeerernte zur Neige ging, war es an der Zeit, sich über die Pflaumen herzumachen. Längst war ich Meisterin im Besteigen aller Arten von Bäumen: die Stein- und Korkeichen, deren breite Stämme man mit Armen und Beinen umschließen musste, die großen Nussbäume mit ihren ausladenden Ästen, an denen ich mich mit den Händen festklammerte und dann so lange hin und her schwang, bis ich hoch genug kam, um mich rittlings auf den tiefsten Ast zu ziehen, die Pflaumen- und Kirschbäume, die unter jeder meiner Bewegungen schwankten. Vielleicht liegt es an ihren kostbaren Früchten, die es zu schützen gilt, dass gerade die Obstbäume so schwer zu erklimmen sind. Ihre Stämme sind biegsam, die Zweige durch die darin üppig fließenden Säfte so weich, dass man achtgeben muss, keinen abzubrechen.

Der Pflaumenbaum, der ein gutes Beispiel für seine Art darstellte, schwankte unter dem Gewicht meines dem Wipfel entgegenstrebenden, sich windenden Körpers. Wenn ich an die reifen violetten Früchte gelangen wollte, musste ich zu den inneren Zweigen gelangen, an denen sie – verborgen unter den grünen, zart rötlich glänzenden, fransigen Blättern – hingen. Alle leichter zugänglichen Pflaumen hatten die Vögel längst gefressen.

Die Tage waren lang, und nach der Mahd war auf den Feldern fast niemand mehr unterwegs. Die Bauernkinder kannten die Freuden des Spiels nicht, und die zweckfreie Anstrengung eines Wettlaufs über die Wiesen war ihnen unbekannt. Sie waren an pausenlose Arbeit gewöhnt und hätten ihre kostbare Ruhezeit niemals damit verschwendet, mir auf meinen Streifzügen zu folgen. Außerdem war ich die Tochter des Herrn vom Kastell, und auch wenn ich mich so einfach kleidete wie sie, wagten sie es nicht, sich mir zu nähern oder gar das Wort an mich zu richten. Wann immer ich einem Gleichaltrigen begegnete, beschränkte sich dieser darauf, einem Stein einen festen Tritt zu versetzen oder in einer Geste offenkundiger Verlegenheit einen seiner Kameraden zu knuffen. Zwischen ihnen und mir floss ein unüberwindbarer Strom, und wie weit ich dessen Ufer auch abschnitt, nirgendwo schien es eine Brücke zu geben. Für gewöhnlich standen die Knaben und Mägdelein bei Sonnenaufgang auf, und wenn ich ihnen auf den Feldern begegnete, hatten sie bereits viele Stunden gearbeitet und waren auf dem Heimweg in das Dunkel ihrer ärmlichen Hütten.

Iuzzella verließ nur ungern die sicheren Mauern des Hauses, da seit ihrem Unfall jeder Schritt auf unebenem Boden eine Gefahr für sie und ihr Bein darstellte. Im Wald gab es Abhänge, Steilgelände, Felsen und aus der Erde ragende Wurzeln.

So blieb mir nur die Freundschaft mit Mare, der sich die meiste Zeit über von der Hitze einlullen ließ und zu keiner Bewegung bereit war, ähnlich einer Statue des schlafenden Kerberos. Nur der Pflaumenbaum schien entschlossen, mir mit dem süßen Fleisch seiner Früchte Kurzweil zu bieten. Im Grunde kann auch ein solcher zum Freund werden, insbesondere wenn er so großmütig ist, dir Süßes zu beschenken. Was die Menschen dir zu sagen haben, nimmst du mit den Ohren

wahr, die Worte eines Baumes empfängst du mit dem Mund, das ist der ganze Unterschied!

Ich machte es mir in den Zweigen bequem, die strahlenförmig aus dem Stamm wuchsen, legte den Kopf in eine Astgabel und ließ die Füße auf der anderen Seite hinunterbaumeln. Über mir blitzte zwischen dem lichten Laubwerk der strahlend blaue Himmel hindurch, er schien sich in unermesslicher Höhe zu befinden. Vielleicht hatte Gott blaue Augen? War es möglich, dass diese Weite nichts anderes darstellte als die Regenbogenhaut des großen Gottesauges, dessen glühende Pupille die Sonne war? Ich stellte mir hinter diesem Blau die weiße Augenhaut und riesige Wimpern vor, dazu das Lid und das zweite, wer weiß wohin gerichtete Auge, und schließlich Nase, Gesicht und einen Körper, der zu gewaltig war, um ihn auch nur in Gedanken zu erfassen.

Es gehörte zu meinen Vorlieben, viel Zeit mit Nachdenken zu verbringen, reglos dazusitzen und den stummen Worten zu lauschen, die mir durch den Kopf gingen. Inzwischen war ich mir sicher, dass sie sich genau dort, in meinem Schädel, befanden. Zum Beweis hatte ich verschiedene Experimente durchgeführt, deren eindrucksvollstes in dem Versuch bestand, in Gedanken einen Reim aufzusagen, »Trotula, kleine Forelle, auf deinem Rücken sitzt 'ne Libelle ...«, und mich dann zu kratzen, zunächst am Bein. In diesem Fall blieb meine Fähigkeit, mich an die Worte zu erinnern, unverändert. Kratzte ich mich dagegen am Kopf, gerieten die Worte durcheinander, und wenn ich stärker kratzte, verstummten sie sogar vollkommen. Das war der Beweis dafür, dass sich die Gedanken im Kopf befanden. Ich hatte ihn schon unzählige Male erbracht, meist abends vor dem Einschlafen, wenn Iuzzella bereits schnarchte. Dann hatte ich meinen Vater gefragt, ob sich das, was er Gedanken nannte, tatsächlich im Kopf befand,

an der Stelle, die unter dem Haar hinter der Nase lag, und er hatte geantwortet, so sei es, an diesem Ort würde sich ansammeln, was es zu erinnern galt. Ich hatte mich lediglich noch einmal vergewissern wollen, in Wahrheit war ich mir bereits sicher. Es war so unumstößlich wie die Tatsache, dass sich der abgetrennte Schwanz einer Eidechse noch eine Zeit lang bewegte, als führte er ein eigenständiges Leben; so eindeutig wie ein durchgeschnittener Regenwurm zwei ergab oder wie es die Haut zum Jucken brachte, einen Prozessionsspinner anzufassen. Zu den Tieren, über die ich eine Menge wusste, gehörten auch die Kaulquappen, die ich lange Zeit im Teich beobachtet hatte. Zunächst waren sie klein, schwarz und unförmig, dann begannen kleine Beinchen zu sprießen, der Kopf wurde flacher, ihre Farbe veränderte sich, und zum Schluss verloren sie den Schwanz. Innerhalb von zwei Monaten, zwischen März und Mai, entwickelten sich aus den winzigen schwarzen Geschöpfen vollständige Frösche mit gelben Augen, glatter, glänzender Haut und langen Schenkeln, die sich beim Sprung ins Wasser streckten.

Aus Neugier hatte ich eine Kaulquappe gefangen und in ein Becken gesetzt, das mit Steinen und allem ausgestattet war, was ich im Teich hatte finden können, es steckten sogar einige Pflanzen im schlammigen Grund. Abends schob ich das Becken unter mein Bett, und am nächsten Morgen, gleich nach dem Aufstehen, wollte ich nachsehen, ob sich schon etwas verändert hatte. Von der Kaulquappe aber fehlte jede Spur – sie hatte sich in Luft aufgelöst! Ich suchte unter den Steinen, leerte schließlich das Becken und schaute zwischen sämtlichen Pflanzenhalmen nach: Doch da war nichts, die Kaulquappe blieb verschwunden. Dass ich keine Erklärung für dieses Ereignis fand, ließ mir keine Ruhe. Und so schuf ich aus einem engmaschigen Netz, das ich in einem der zahl-

losen Kellergewölbe unter den Räumlichkeiten der Wächter fand, eine Art Kescher, einen zu einer Seite hin offenen Beutel, den ich an einem Stock befestigte. Es kostete mich einige Anstrengung, das schwere Kupferbecken zu schleppen. Wenn ich Iuzzella um Hilfe gebeten hätte, wäre jedoch einer der wesentlichen Aspekte meiner Untersuchung verloren gegangen: die Geheimhaltung. Ich fing zehn Kaulquappen. Würden auch diese allesamt verschwinden, wollte ich meinen Vater in das Vorhaben einweihen. Waren die kleinen schwarzen Tierchen, die für ein Leben im Wasser bestimmt zu sein schienen, möglicherweise – ohne dass ich es ahnte – dazu befähigt, sich in die Lüfte zu erheben? Von den zehn Kaulquappen verschwand keine einzige, allerdings starben die meisten. Lediglich zwei schafften es bis zur Verwandlung. Ich sah sie nicht zu Fröschen werden, doch immerhin entwickelten sie beizeiten ihre Hinterbeine, und als ich beschloss, sie zurück zum Teich zu bringen, hatten ihre Körper bereits eine transparente Färbung angenommen. In den Tagen meiner heimlichen Aufzucht fing ich alle Insekten, die ich erwischte, solange sie nur kleiner waren als die Kaulquappen selbst, warf sie ins Wasser und wartete dann darauf, den kleinen Beckenbewohnern beim Fressen zusehen zu dürfen. Es kam nie dazu. Was ich beim Blick in die glänzende Kupferschale lernte, sollte ich niemals vergessen, so wie ein Gehender das Gehen nie mehr verlernt und ein des Schreibens Kundiger die Schrift lebenslang beherrschen wird. Noch begriff ich den Grund jener Verwandlung nicht, doch das Bewusstsein, dass ein Ding unter meinen Augen ein anderes werden konnte, weckte fortan meine Neugierde auf alle Fragen, die sich beim Beobachten von Mutter Natur stellten. Das Rätsel um die verschwundene erste Kaulquappe blieb allerdings für immer ungeklärt.

Ich hatte erst unlängst die letzten Kaulquappen zum Teich

zurückgebracht und genoss, rittlings auf einem Nussbaumast sitzend, einen jener Hochsommertage, an denen die Zeit an die reglose Stille des Sonnenlichts gekoppelt zu sein scheint, als ich in der Ferne aus dem Nichts ein stampfendes Geräusch lauter werden hörte. Es kam näher, und ich erkannte, dass es sich um den Trab eines Pferdes handeln musste, der von der trockenen Erde verstärkt wurde.

Seit Tagen sprach man im Kastell von dieser Ankunft, ohne dass ich in Erfahrung gebracht hätte, um wen es sich handelte. Doch es lag etwas in der Luft, das unseren ruhigen Aufenthalt in der Sommerfrische zu erschüttern drohte, so viel stand fest. Vor allem Iuzzellas mürrisches Schweigen bereitete mir Sorge. Für gewöhnlich erzählte sie mir alles, selbst Dinge, die mir die Eltern aufgrund meines Alters verschwiegen. Diesmal aber schien sie entschlossen, das Geheimnis zu wahren. Damit nicht genug, betraf die Neuigkeit sie offenbar selbst und ganz direkt, denn seit man mit den Vorbereitungen für den Empfang des Gastes begonnen hatte, war sie sehr düster geworden und sah mich mit jenem Ausdruck an, der den Seeleuten eigen ist, kurz bevor sie in See stechen.

Wenn ich auf den höchsten Ast des Nussbaums kletterte, konnte ich beobachten, wer über die Straße kam, ohne selbst entdeckt zu werden. Ich sah einen großen jungen Mann auf dem Sattel eines Pferdes, das zwischen seinen Beinen kaum größer wirkte als ein Eselchen. Er trug nichts als eine Tunika, die mit einer Schnur um seine Taille gebunden war und durch den Staub, der sich während der Reise daraufgelegt hatte, keine Farbe mehr erkennen ließ.

Der junge Mann drückte dem Pferd die Schenkel in die Flanken, zog die Zügel an und brachte das Tier so zum Stehen.

3. Kapitel

Die mühseligste aller Künste



Ich hielt inne, hinreichend entfernt, um dieses Wunder in seiner Gesamtheit zu betrachten. Das Bauwerk war jüngerer Datums. Wie Edelsteine in einem Schmuckstück leuchteten die Farben der in die Mauern eingelassenen, noch aus der römischen Kaiserzeit stammenden Säulen, die in Manier der Burg des Arichis bearbeiteten Steine, die Voluten und Vergoldungen, die an byzantinische Bauten erinnerten. Wenn auch alles wie zufällig hingestreut schien, erkannte man doch, dass jedes Ding der stillen Ordnung der Schönheit genügte. Die Fenster des Mittelflügels waren breit, und lange Vorhänge aus smaragdgrünem Stoff, die sich schimmernd im lauen Wind bewegten, hinderten die noch hoch am Himmel stehende Sonne, in die Räume vorzudringen. So wehrhaft, so reichlich mit Zinnen und Scharten versehen das Kastell auch war, hielt seine Anmut den Gedanken an Krieg dennoch fern, nichts ließ an das Szenario eines möglichen Angriffs denken. Es war das erste Mal, dass ich ein derartiges Gebäude zu Gesicht bekam. Bei seinem Anblick konnte man die Sarazenen vergessen, die bei ihren Überfällen seit Jahren die übrigen Besitztümer der Gegend brandschatzten. Gäbe es im Paradies ein Kastell, so würde es diesem gleichen. Obstbäume standen ringsum wie bescheidene Gäste am Hof des Königs. Ich zählte zwei imposante Kirschbäume mit dichtem Laubwerk, einen

Pflaumenbaum voll reifer Früchte, einen Pfirsichbaum, drei Feigenbäume mit noch harten Früchten, sechs Mandelbäume, drei große, aus fernen Ländern stammende Zedern, einen Nussbaum und weitere Arten, die im Dickicht des kleinen, sich bis zum Abhang des Hügels erstreckenden Wäldchens kaum zu unterscheiden waren. Zum Haupteingang führte ein von zarten Porphyrsäulen getragener Laubengang, seitlich der Kolonnaden schloss sich eine Weinlaube an, deren schwere, noch grüne Trauben sich zur rechten Jahreszeit blutrot färben würden.

Auf der Straße, die von Salerno zum Sommersitz der Familie De Ruggiero führte, war ich nur wenigen Garnisonen von Waffenträgern und Wachposten begegnet. Es musste wohl etwas anderes als Waffengewalt sein, worauf der Herr dieser Ländereien baute, um den Frieden sicherzustellen, denn angesichts dieser Verteidigungsmaßnahmen wäre es selbst einer Handvoll Sarazenen ein Leichtes gewesen, das Gut zu überfallen. In der Stadt wusste man, dass die klingenden Münzen der Follari den besten Schutz dieser Familie darstellten: Mit ihnen besänftigten die De Ruggiero im Voraus so manche mögliche Feinde.

In den zwanzig Jahren meines irdischen Daseins hatte ich mit dieser Macht niemals zu tun gehabt, mein gesamtes Leben war ohne jeglichen Bezug zum Gelde verlaufen. In meiner Herkunftsfamilie hatte ich nur Naturalien zu Gesicht bekommen, die Nahrung, die das von meiner Mutter bestellte Land erbrachte, sowie jene von dem Boot, mit dem mein Vater allmorgendlich in See stach. Ich wusste nichts von Reichtum, und als Geistlicher sah ich darin nur den Keim teuflischer Versuchung. Doch obschon ich hier des Inbegriffs von Üppigkeit und Wohlstand ansichtig wurde, war mein Blick nicht feindselig, denn ich maß jenen Formen reinster Anmut

durchaus eine gewisse Bedeutung für das Heil der Schöpfung bei. Es war nichts Pompöses daran, alles schien vielmehr von schlichter und schwereloser Kostbarkeit durchdrungen.

Als sich das Pferd mit langsamem Schritt dem Haupttrakt des Kastells näherte, fühlte ich mich von einer gewaltigen Last befreit. Die Traurigkeit war noch nicht gänzlich aus meinem Herzen gewichen, doch wurde sie nun durch die Neugierde gelindert, den Herrn kennenzulernen, der mich zu sich in Dienst gerufen hatte.

Tagelang hatte mir die Vorstellung den Schlaf geraubt, zu viel Zeit fernab von meinen Mitbrüdern und dem klösterlichen Leben zu verbringen. Ich mochte nicht hinnehmen, dass meine langen Jahre des Lernens und Betens in den trüben Wassern eines Lebens versinken sollten, das fortan den Ungezogenheiten eines verwöhnten Mädchens gewidmet sein würde. Nie hatte ich den Wunsch gehegt, Hofmeister zu werden. Zwar wollte ich Lehrer werden, das schon. Doch träumte ich davon, mich eines Tages des Titels eines Meisters der Heilkunst rühmen zu dürfen, den Kranken zu helfen, die Jungen zu lehren und neue Methoden zur Linderung der Schmerzen der Menschen zu finden. In jedem Kloster gab es einen sachkundigen Medikus; ich hätte mich fürs Erste damit zufriedengegeben, dessen Gehilfe, Kräutler oder Arzneimacher zu werden, entscheidend war, die Geheimnisse von Krankheit und Gesundung zu durchdringen. Zu diesem Zweck hatte ich mir kostbare Stunden meines Schlafes abgerungen, um die Bücher zu studieren, die ich mir aus der Bibliothek besorgt hatte und die ich hütete wie die wertvollsten aller Reliquien.

Stattdessen war ich eines Tages vom Abt höchstpersönlich gerufen worden, der mir nun diese Aufgabe unterbreitet oder vielmehr auferlegt hatte.

Er hatte mir in seiner neben der Sankt-Benedikt-Kirche

gelegenen Studierzelle erklärt, der edle Herr De Ruggiero sei auf der Suche nach einem Hofmeister für sein Töchterchen gekommen, und für diese Aufgabe wünsche er den fähigsten von allen.

»Er ist ein zu mächtiger und angesehener Mann, als dass man ihn ungestraft hinters Licht führen könnte. Wenn auch schweren Herzens, habe ich daher dich rufen lassen. Ob deiner Klugheit, deines Charakters und deiner Fähigkeiten hätte ich dich lieber zu meinem persönlichen Gehilfen gemacht, anstatt dich mit einer Aufgabe zu betrauen, die sicher vielen Menschen weitaus angemessener wäre.«

So hatte sich einen Augenblick lang das Tor zu der von mir ersehnten Zukunft geöffnet, um sich im nächsten Moment wieder zu schließen.

Ich nahm die Bücher mit, die der Abt mir zu diesem Anlass geschenkt hatte. Vielleicht war ihm die Erinnerung an meinen erzürnten Blick beim Verlassen seiner Studierzelle unerträglich gewesen. Jedenfalls hatte er zwei Bände aus seiner persönlichen Bibliothek herausgesucht und sich damit auf die Suche nach mir begeben. Schließlich hatte er mich in der schattigen Kirche auf Knien im Gebet versunken gefunden.

»Gerardo, hör mich an! Bedenke, dass diese Aufgabe von Gott selbst bestimmt wurde. Im Grunde wollte ich nichts weiter, als dich zu meinem Gehilfen zu machen, doch der Herr hat, wie es scheint, anderes mit dir im Sinn. Du wirst die mühseligste aller Künste erlernen müssen, die Kunst der Demut.«

Ohne ein weiteres Wort hatte er mir die Bücher überreicht und mich meiner Zwiesprache mit dem Herrn überlassen, zufrieden, einen Moment lang einen Funken Freude in meinen Augen erkannt zu haben.

Ich hatte noch nie in meinem Leben ein Buch besessen.

In meiner Reisetasche fand sich darüber hinaus nicht viel:

ein Brotlaib, eine kleine Flasche Wein, ein Messer und einige Bündel Kräuter.

Ich band das Pferd an eine der Stützen, von denen die Laube getragen wurde. Ganz in der Nähe sah ich vier Wachen in ein mir unbekanntes Spiel vertieft. Es schien, als sei sonst kein Mensch zugegen. Die zu dem kleinen Innenhof des Kastells gelegenen Gebäude waren mit schweren hölzernen Läden verschlossen, um die Hitze abzuhalten. Sicher schliefen auch der edle Herr und seine Familie zu dieser unbilligen Stunde. Ich umschritt den Laubengang und bemerkte, dass in geringer Entfernung eine kleine Kapelle errichtet war, die ich verlassen fand, als ich eintrat. Die Wände waren kahl, und über dem Altar hing ein leeres Holzkreuz, das mit blattförmigen Goldintarsien verziert war. Unwillkürlich stellte ich mir den Erlöser an jenes Holz genagelt vor, die Kraft, mit der er die vom himmlischen Vater zugewiesene Rolle übernommen hatte. Ich setzte mich auf die Bank und versuchte zu beten. Sosehr ich mich auch bemühte, gelang es mir dennoch nicht, meinen Zorn zu besänftigen.

Im Geiste sprach ich eine Danksagung für den guten Verlauf der Reise, rezitierte die Worte ohne jede Anteilnahme wie einer, der seine Pflicht erfüllt, ohne deren Zweck zu begreifen. Dann trat ich ins grelle Licht hinaus und setzte meine Erkundung fort, bis eine der Wachen sich schließlich erhob.

»Wer seid Ihr, und was wollt Ihr?«

»Ich bin Bruder Gerardo, Signor De Ruggiero erwartet mich.«

»Der Herr ist weit fort, und er wird lange Zeit abwesend bleiben. Ihr solltet dorthin zurückkehren, woher Ihr gekommen seid.«

»Ich komme aus Salerno und habe nicht die Absicht, diesen Weg erneut zurückzulegen. Ruft einen der Diener, die Frau